

Ausgangstext:

Kenneth Framton

„Kritischer Regionalismus – Thesen zu einer Architektur des Widerstands“

Eine Auseinandersetzung

von Tobias Tommila, 13.11.2008

Framton positioniert sich in seinem Text zwischen einer, nach seinen Worten, historistisch-eklektizistischen Postmoderne und der tabula-rasa-Moderne. Dabei kommt klar hervor, dass er die geistige Haltung der Moderne derjenigen der Postmoderne vorzieht. In der Postmoderne sieht er eine reaktionäre Bewegung, welche die Architektur auf das Szenografische reduzieren möchte und dabei auf ein Formenrepertoire der Vergangenheit zurückgreift. Den grössten Kritikpunkt an der Moderne sieht er in deren Universalitätsanspruch. Die Planierarbeiten, welche rund um den Globus dieselben Bedingungen – also einen ebenen Bauplatz – für den modernen Bau bereitstellen, sieht Framton als falschen Ansatz. Denn universale Produktionsprozesse müssen nach seiner Meinung nicht zu universalen Formen und Bauweisen führen. Den Gedanken des „Weiterkommens“ und des Hinterfragens von Bestehendem begrüsst er an der Moderne, diese emanzipatorischen Aspekte fehlen laut ihm bei der populistischen Postmoderne, die sich darauf konzentriert, die Architektur mit einem einzigen Blick jedermann verständlich zu machen.

Framton propagiert eine Architektur, die zwar mit universalen Technologien gebaut wird, die dabei aber auf den jeweiligen Ort eingeht. Dieser kritische Regionalismus soll im Entwurf nicht lokale Formen blind übernehmen, sondern diese hinterfragen und neu umsetzen, dabei auf Faktoren wie das bestehende Stadtgefüge, Klima, Licht und Topographie eingehen. Als Ziel steht eine Ortsgebundenheit des Gebäudes.

Zuwider sind ihm auch Illusionen. Ob dies nun klassizistische Rückgriffe oder kaschierte Materialien und Konstruktionen sind. Er macht eine Tendenz zu einer oberflächlichen Maskierung und Verschleierung von universalen Bauteilen aus, die rein aus der Logik der Produktion entstammen – also aus seiner Sicht nicht viel mit Architektur zu tun haben. Es geht ihm auch um die „Echtheit“ der Materialien, die gezeigt werden soll.

Framton plädiert für eine Architektur, welche die Tektonik des Gebäudes zeigt. Er versteht darunter nicht das simple Freistellen einer Konstruktion, sondern mehr ein Zeigen des Grundkonzeptes – es soll ersichtlich sein, wie und mit welcher Logik das Gebäude aufgebaut ist.

Er verknüpft den kritischen Regionalismus mit Dingen wie der Weltkultur und universaler Zivilisation, stellt auch dar, dass eine Weiterentwicklung und kritische Architekturpraxis nur mit einer Haltung des kritischen Regionalismus möglich sind. Er prangert die Postmoderne als reaktionär an, ich spüre jedoch bei ihm selber reaktionäre Tendenzen gegenüber der Postmoderne – indem er generell alles negativ bewertet, was diese zu sagen hatte.

Grundsätzlich zeigt sich für mich in diesem Text, wie schwierig es ist, eine Position der Mitte zu konkretisieren. Dies scheint in der Architektur nicht anders als beispielsweise in der Politik zu sein. Extreme Positionen, wie sie oftmals von Vertretern der Moderne und Postmoderne propagiert wurden, können meist die Umsetzung viel konkreter zeigen, nicht nur formal, sondern auch konzeptionell. Nachdem man Framtons Text gelesen hat, weiss man trotz klaren gedanklichen Richtlinien und Beispielen nicht wirklich genau, welche Werkzeuge er für den konkreten Entwurf zu geben versucht. So benutzt er als schlechtes Beispiel für Architektur Museen, die ausschliesslich mit Kunstlicht beleuchtet sind, dadurch also keinen Bezug zu ihrem Standort haben. Er schlägt vor, durch Monitore indirektes Licht von aussen in diese Räume zu bringen und so die Kunstwerke örtlich einzubinden. Laut dieser Argumentation wäre aber jeder moderne oder postmoderne Bau örtlich eingebunden, der Fenster besitzt? Es bleibt also nicht nur unklar, wie, sondern auch wie weit diese regionale Einbindung gehen soll. Persönlich kann ich mich mit einer Position der Mitte anfreunden, bin aber der Meinung, dass Framton in diesem Text die Architektur auf zu wenige Aspekte reduziert. So werden von ihm schlussendlich nicht viel mehr als die Form und die Konstruktion angesprochen – obwohl er den emanzipatorischen Aspekt der Architektur unterstreichen möchte. Die Unschärfe des Textes führe ich nicht unbedingt auf Framtons Ausführungen zurück, sondern genau auf die oben angesprochene Schwierigkeit, einen gemässigten Standpunkt zu kommunizieren.

Allgemein sehe ich in der Architekturdiskussion die Herausforderung, dass sie sich auf extrem vielen Massstabsebenen bewegt. Eine extreme Position vereinfacht die Problemlösung natürlich, da sie für die Probleme jeder Grössenordnung dieselbe oder eine ähnliche Lösungsstrategie bereitstellen kann. Wenn man beispielsweise extrem rationell und ökonomisch bauen möchte, findet man dadurch eher Antworten vom Städtebau über die Konstruktion bis hin zur letzten Schraube. Wenn man einfach nur ausgeflippt bauen möchte, ohne die Kosten beachten zu müssen, ist es dasselbe. Wenn man aber nun auf jeder Massstabsebene andere Werkzeuge und Entscheidungskriterien, die auch noch regional verschieden sind, anwenden möchte, wird die Umsetzung eines jeden Projektes komplexer – und die Begründung und Kommunikation einer solchen Haltung schwieriger.

Schlussendlich geht es in Framtons Text um die Aufgabe der Architektur. Was mir vor allem ein wenig fehlt, auch bei früheren Diskussionen der Architekturgeschichte, ist das Thema der Bedürfnisse.

Wieso?

Ich möchte dabei – wie üblich – bei der Urhütte beginnen. Die Form dieser Hütten ist mir dabei egal, es geht mir eher um das Motiv, also darum, wieso solche überhaupt gebaut wurden. Ob dies nun eine Höhle oder irgendeine andere Art Behausung war, spielt mir keine Rolle. Da kommen wahrscheinlich Grundbedürfnisse wie Schutz, eventuell auch Geborgenheit und Sesshaftigkeit zum Tragen, welche den Menschen dazu bewogen haben, eine Hütte zu bauen. Ich glaube, im Wesen des Menschen, gegenüber dem Tier, ist ein Trieb zur Weiterentwicklung verankert, egal ob dieser von Faulheit, Neid, Egoismus, Ehrgeiz oder was auch immer angetrieben wird. Die ersten Grundbedürfnisse waren befriedigt, also

wollte er mehr, wahrscheinlich Wärme oder noch besseren Schutz vor der Witterung und dem Feind. Da die Urmenschen weitgehend an ihren Ort gebunden waren, waren die Weiterentwicklungen und deren Umsetzung verschieden, abhängig von lokalen Gegebenheiten und Materialien. Die Nahrungsbeschaffung und die Fortpflanzung waren wohl die Hauptbeschäftigungen. Der Mensch lernte die Vorteile des Zusammenlebens kennen und schätzen, obwohl das Leben im Rudel vielleicht sogar schon lange die normale Lebensform des Menschen war. Regional bedingt machte es Sinn, sesshaft zu bleiben, an anderen Orten weniger – was sicherlich direkt einen Einfluss auf die Behausungen hatte. Aus dem kollektiven Wissen und den Überlieferungen vergangener Generationen bürgerten sich über die Zeit Regeln und Traditionen ein, die nicht nur das Zusammenleben, sondern auch die Bauten prägte. Immer wieder trafen die Menschen auf Ereignisse und Dinge, für welche sie keine Erklärung fanden, wie beispielsweise Naturereignisse oder Tod. Unwissenheit und Unsicherheit sind unangenehme Gefühle, es entwickelten sich Riten. Immer mehr Grundbedürfnisse, der Schutz, die Wärme, vielleicht auch schon die Familie und die Privatsphäre waren gesichert – so konnte sich der Mensch daran machen, weitere oder neue Bedürfnisse zu befriedigen, immer begrenzt durch die vorhandenen Möglichkeiten. Die Leute fingen an, sich zu spezialisieren, setzten ihre Stärken geschickt ein und durch (Tausch-) Handel ergab sich eine Ökonomie, in kleinen oder grossen Gruppen. Es kamen unter anderem Kleider, Waffen, Eigentum, Nahrungsmittelveredelungen, Tempel und Herrscher dazu. Wieso Herrscher? Ich glaube, es war nicht nur der Aspekt des „der Stärkere und/oder Schlauere gewinnt“, sondern auch teilweise die Faulheit des Menschen, die zu Herrschaftsformen geführt haben. Manche sind froh, wenn man ihnen sagt, was und wie etwas zu tun ist. Der Mensch hat – bei jedem Individuum anders ausgeprägt – Schwächen und Stärken. Er ist lenkbar und wird von Ängsten geplagt. Er will Erklärungen und Sicherheit. Andere wollen auch Macht und Status. Hierarchien entstehen, aus Riten werden Religionen, Kulturen entstehen und Kriege werden geführt. Es entstehen gewaltige Bauten, welche Überlieferungen, Riten und Machtverhältnisse zementieren sollen. Doch noch jede Hochkultur, ob Maya, Ägypter, Chinesen, Griechen, Römer sind vergangen, wahrscheinlich gescheitert an der Selbstzufriedenheit der Gesellschaft, die das Lesen von Zeichen der Zeit verunmöglichte, an der Machtsucht der Herrscher und der grauenvollen Unterdrückung, Ausnützung und Misshandlung von Grossteilen der Bevölkerung. Keine dieser Kulturen war von Beginn an so, wie sie endete, viel mehr entwickelten sie sich – und erstaunlicherweise rund um den Globus - auf sehr ähnliche Weise. Ich führe dies auf die schlussendlich überall ähnlichen Bedürfnisse und Möglichkeiten der Menschen zurück.

Wieso diese Ausschweifung? Geht es hier noch um Architektur?

In meinen Augen wird die Architektur – genauso wie der Mensch – getrieben von der Oszillation zwischen Bedürfnissen und Möglichkeiten. Auf der einen Seite gibt und gab es immer Bedürfnisse, die man befriedigt haben wollte, auf der anderen Seite die Möglichkeiten, welche die Umsetzung beschränkt haben. Diese Möglichkeiten können intellektuelle, technische, politische, ökonomische oder soziale Konventionen sein. Es ist auch egal, ob es sich hier um eine gesamte Gesellschaft, eine Gruppierung, eine

Familie oder einen einzelnen Menschen handelt, der Lauf der Dinge wird massgebend von dieser Oszillation geprägt. Zufälle leisten aus meiner Sicht auch ihren Beitrag zur Weiterentwicklung – teilweise kann man diese natürlich auch provozieren. Seit Hunderten von Millionen von Jahren sind dieselben Rohstoffe auf der Erde vorhanden, aber nutzen konnte sie der Mensch nicht in derselben Weise, wie wir es heute können. Die technologische Entwicklung hat einen grossen Einfluss auf unsere Berufsgattung. Genauso wie die gesellschaftlichen Entwicklungen aufs Engste wechselseitig verknüpft sind mit der Architektur.

Der Architekt, dessen Berufsbild sich (nachweislich) in den letzten paar tausend Jahren ständig verändert hat, war wohl noch nie ein Einzelkämpfer. Wurde der Architekt aber nicht schon immer mit den Bedürfnissen der Bauherrschaft, den eigenen Bedürfnissen und den Möglichkeiten des jeweiligen Ortes und der jeweiligen Zeit konfrontiert? Der Bauherr hatte bestimmte Bedürfnisse, man könnte diese auch Interessen nennen, der Architekt seine eigenen. Wenn diese sich trafen und sich beide einen Gewinn versprochen, kam es zu einer Zusammenarbeit. Der Bauherr, der sich vielleicht ein repräsentatives Gebäude bauen möchte, und der Architekt, der sich den Kopf zerbricht, wie er dies erreichen und sich dabei gegenüber seinen Kollegen profilieren könnte. Es geht um Prestige – der Mensch ist süchtig danach, egal in welcher Epoche. Vielleicht geht es dem Bauherrn darum, ein möglichst günstiges Haus zu bauen, der Architekt zerbricht sich wieder den Kopf. Er sucht nach der bestmöglichen Lösung, um die Bedürfnisse mit den gegebenen Möglichkeiten zu befriedigen.

Schon oft wurde in der Architekturtheorie auf die Geschichte zurückgegriffen, jedoch meist um eine „richtige“ Form oder Entwurfslehre herzuleiten. Mit Form meine ich, was man auch Stil oder Formensprache nennen könnte. Wenn ich die Geschichte anschau, so sehe ich keine formale Konstante. In meinen Augen scheitern aus diesem Grund zwangsläufig alle Herleitungen einer Formensprache, ob dies nun bei Palladio, in der Bekleidungstheorie oder in der Moderne ist – es wurden zweifelsohne schöne Formen gefunden – doch DIE richtige Form hat sich anscheinend nicht finden lassen, ist doch die gebaute Welt noch immer sehr heterogen? Gibt es denn EINE richtige Form, für eine Epoche? Darauf komme ich später noch zu sprechen.

Worauf ich hinaus will: wenn ich eine Konstante in der Geschichte – auch derjenigen der Architektur – sehe, dann ist es doch dieser Trieb zum Weiterkommen, die Befriedigung immer neuer Bedürfnisse mit den begrenzenden Möglichkeiten einer jeden Epoche. Eine Konstante ist, dass der Architekt Ohren für den Auftraggeber und Augen für den Ort und den Zeitgeist haben muss. Oder haben sollte.

Eine Entwicklung geht auch nie geradlinig, das menschliche Wesen lässt dies kaum zu. Geht es doch in der Geschichte auch immer wieder darum, dass man sich als Person, Generation, Gesellschaft oder Machthaber profilieren möchte? Wie geht das am Einfachsten? Man macht das, was man bis dahin gemacht hat, noch besser, oder man verwirft das Bestehende – weil vergangen – und macht alles anders. Dinge werden bis zum Exzess getrieben, als Beispiel die Ornamentik des 19. Jahrhunderts, wobei am Ende des Jahrhunderts schon die ersten Tendenzen zu einer konsequenten Ablehnung dieser

Dekorationswut zu spüren waren, und die, wie wir wissen, anfangs des 20. Jahrhundert durch die Modernisten vollkommen verbannt wurde. Es erstaunt mich in keiner Weise, dass man in der heutigen Zeit wieder – als Gegenreaktion auf die „kahle“ Moderne (die „uns“ beleidigt ist und nicht mehr so zeitgemäss erscheint) wieder anfängt, sich mit ornamentierten Gebäudehüllen zu beschäftigen. So scheint es mir, dass es auch hier eine Pendelwirkung gibt, welche aber vielleicht auch Antrieb für ein Weiterkommen ist. Einen Schritt zurück, um zwei vorwärts zu kommen.

Nun steht es ausser Frage, dass manche Epochen für sie ganz typische – und als schön empfundene – Formensprachen hervorgebracht haben. Dennoch hat keine Epoche einen absoluten, also immer und ewig gültigen Stil hervorgebracht. Dies obwohl die Stile mit irgendwelchen Urhütten, uralten Konstruktionsweisen (am besten noch vom anderen Ende der Welt), universalen Grundkörpern oder von alten Kulturen noch so gründlich hergeleitet wurden? So bleiben doch all die Formen mehr oder weniger Zeugnisse der damaligen Denkweisen, Wertvorstellungen, Bedürfnisse und Möglichkeiten. Mit einer „wahren“ Form hat das aus meiner Sicht nichts zu tun. Zweifelsohne gibt es im selben Stile besser und schlechter gebaute Gebäude, auch eine Proportionslehre gibt es, doch sind dies meines Erachtens nie absolut objektive Aspekte. Ich glaube nicht daran, dass aus der Architektur eine subjektive Betrachtungsweise jemals verschwinden wird – bei „normalen“ Betrachtern wohl noch weniger als bei Architekten. Ausserdem ist der Mensch konditionierbar, die Gehirnwäsche ist eine Extremform davon. Was ich hier einerseits sagen möchte ist, dass der formale Ausdruck eine Geschmackssache ist und bleibt. Darum sollte der Architekt nicht aus der Form eine Philosophie machen, sondern der Philosophie eine Form geben.

Andererseits stellt sich natürlich die Frage, wie ein Gebäude des 21. Jahrhunderts aussieht? Darauf möchte ich die Frage stellen, ob es dazu so etwas wie einen Stil braucht? Ich glaube nicht. Aus meinen oben aufgeführten Argumentationen lässt sich ableiten, dass ich einen solchen Stil nicht vermisse. Da es aber sehr viel bequemer und der Mensch tendenziell eher faul ist, bin ich sicher, dass es auch für dieses Jahrhundert einen prägenden Stil geben wird. Denn manche Menschen sind halt froh, wenn sie nicht selber überlegen müssen, wie etwas auszusehen hat, oder wie und nach welchen Regeln ein Projekt entworfen werden soll. Wie dieser Stil aussehen wird, überlasse ich vorerst anderen. Und dies, obwohl ich hohen Wert auf die äussere Erscheinung eines jeden Objektes lege.

Für mich gibt es in der heutigen Zeit ganz andere Faktoren und Probleme, die einen wichtigen Stellenwert besitzen. Beispielsweise stehen Themen wie Nachhaltigkeit, Individualismus, Mobilität, die Behandlung von sozialen Unterschieden, Konsum, sich verändernde Demografie und heterogene Lebensformen für mich heute eher im Vordergrund als irgendwelche Diskussionen über einen richtigen Stil oder eine richtige Konstruktion, und ob man die Materialien nun zeigen sollte oder nicht. Doch scheint für mich klar, dass es heutzutage um Nachhaltigkeit gehen muss. Es kann nicht sein, dass wir unsere eigene Lebensgrundlage – natürlich nicht nur mit der Architektur – zerstören. Aber dennoch ist natürlich niemand gewillt, den gewohnten Standard zu senken – ich bin da nicht besser als die grosse Masse. Das stellt Anforderungen an technologische Entwicklungen, die der Architekt (mit einem Risiko)

auch testen und einsetzen muss. Des Weiteren sind für mich in einer globalisierten und vom Konsum geprägten Welt Bauten wie Flughäfen und Shoppingcenter eine Selbstverständlichkeit. Frampton, wie auch viele andere Architekten, prangern wegen des „immer gleichen“ Aussehens dieser Gebäude einen Verlust von Kultur an. Ich sehe diese vielmehr als eine Manifestation der heutigen Zeit, einer Kultur, in der Materialien und Technologien weltweit in ähnlicher Weise vorhanden oder zumindest zu beschaffen sind. Dazu kommt auch, dass genau dasselbe Flugzeug und Gepäckstück in Zürich, London, New York, Peking oder wo auch immer landet – was eine gewisse Ähnlichkeit der Gebäude durch die reine Funktion vorgibt. Auch Handel wird überall auf Welt getrieben, die Mechanismen des Marketings waschen die Gehirne der Menschen allenthalben auf ähnliche Weise, so entstehen halt unter anderem Shoppingcenter. Es geht auch um Erlebnisse und wieder um die Faulheit und Rationalität der Menschen, die oft lieber alle Läden und Dienstleistungen „auf einem Haufen“ haben. Wieso sollen diese Gebäude in Tokio und Stockholm nicht ähnlich aussehen? Relativierend ist auch, dass es immer lokale Unterschiede gibt, man muss nur genau hinschauen. Natürlich gehen dabei kulturelle Aspekte verloren, den alten chinesischen Markt gibt es vielleicht bald einmal nicht mehr. Doch gehört nicht zu einer Entwicklung immer der Verlust von Altem? Das war schon immer so. Die Arts&Crafts-Bewegung wehrte sich beispielsweise verbissen gegen den Verlust von handwerklichem Können durch die Industrialisierung und Arbeitsteilung. Wie wir wissen weitgehend erfolglos. Dabei möchte ich nicht sagen, dass die Entwicklung immer zu einer besseren Welt führt oder geführt hat, doch ist die Welt zu Lebzeiten des Menschen noch nie still gestanden. Umso wichtiger ist es, Zeugnisse aus alten Zeiten zu erhalten. Ich hoffe, auch die „Juwelen“ aus unserer Zeit werden erhalten bleiben. Alles bleibt nie, dies ist wahrscheinlich auch kaum anzustreben. Vielleicht kommt eine Zeit auf uns zu, in welcher ein globaler Austausch wie wir ihn heute haben, nicht mehr möglich ist (scheint nahezu unvorstellbar, ist in Anbetracht der Weltgeschichte der letzten paar tausend Jahre für mich aber wahrscheinlich). Dann stehen unsere Flughäfen – und alle anderen „global standardisierten“ Gebäude – für diese unsere Zeit, einer Zeit, in der man diese Möglichkeiten hatte.

Als legitim sehe ich alle Bauten, welche die Bedürfnisse des Bauherrn befriedigen und dabei die öffentlichen Interessen nicht verletzen. Wenn der Architekt weitsichtig plant, kann man das Gebäude auch für zukünftige Bedürfnisse anpassen. Mir scheint es unwesentlich, ob beispielsweise mehr Wert auf die Konstruktion, edle Materialien, neue Technologien oder auf eine auffallende Hülle gelegt wird. Die Verantwortung für den formalen Ausdruck eines Gebäudes, innen wie aussen, sehe ich beim Bauherrn und dem Architekten. Die sollen bauen, „was ihnen gefällt“, denn auch das ästhetische Bedürfnis muss befriedigt sein, doch, wie oben ausgeführt, sehe ich kaum eine Möglichkeit zu einer Objektivierung der „Schönheit“. Natürlich gibt es bauliche Gesten des Respekts, doch Architekten sind auch nur Menschen, da versteht jeder unter Respekt etwas anderes. Auch die ökonomischen Möglichkeiten eines jeden Bauherrn sind verschieden, so haben für mich auch alle Fertigbauhäuser ihre absolute Legitimation – obwohl diese von der Architekturelite meist als minderwertig angeschaut werden. Auch das Bedürfnis des Bauherrn oder des Architekten nach Prestige ist doch vollkommen menschlich? Extravagant oder

zurückhaltend? Der eine trägt eine Rolex, der andere eine Swatch, sogar bei gleichem Einkommen. Ich sehe es als absolute Utopie, dass eine Architekturelite jemals flächendeckend eine einzige Art des Bauens durchsetzen kann. Wieso? Dafür bräuchte es aus meiner Sicht eine absolut gleichgeschaltete Gesellschaft, an die ich nicht glaube und die ich nicht als anstrebenswert empfinde (trotz Flughäfen und Shoppingcentern). Zu viele verschiedene Bedürfnisse – und Möglichkeiten – haben die einzelnen Gesellschaften, Familien, Menschen. Dem einen ist das Innere wichtiger, dem anderen das Äussere. Der eine gibt sein Geld lieber für gutes Essen aus, der andere für schöne Kleider. Der eine fährt einen VW Lupo, der andere einen Ferrari. Welches Auto ist denn nun besser? Das eine verbraucht 3 Liter auf 100 km, das andere fährt dafür viel schneller. Das sehe ich bei der Bewertung von Architektur ganz ähnlich – verschiedene Wertvorstellungen führen zu verschiedenen Bewertungskriterien und –gewichtungen. Wichtig ist doch, dass das jeweilige Auto zu den Bedürfnissen des Besitzers passt. Oder ist es Zufall, welches Auto Sie kaufen?

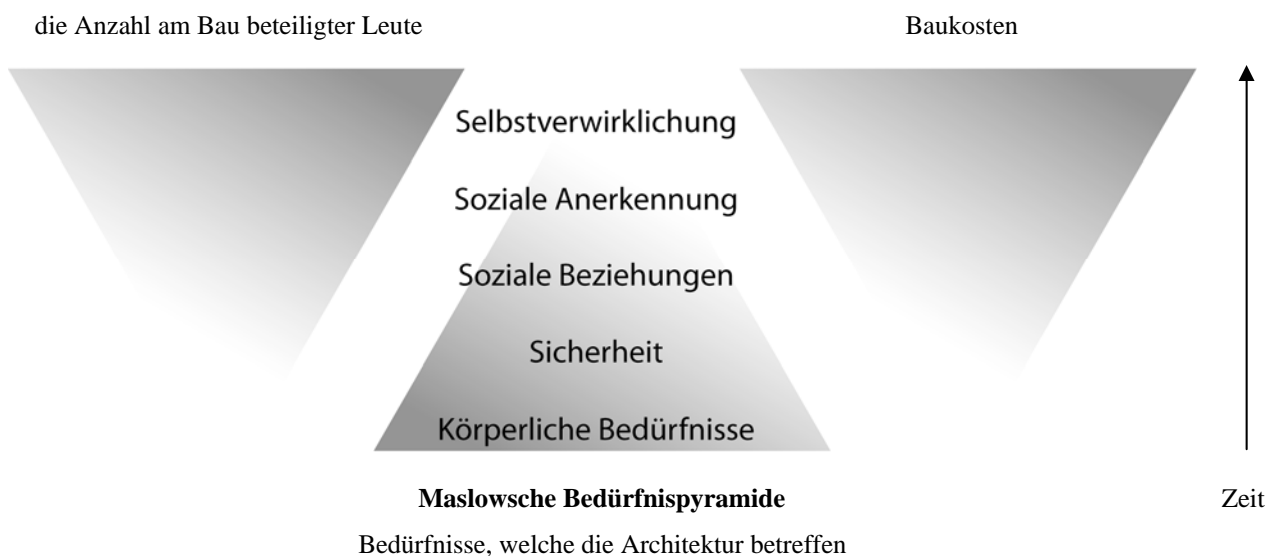
Eine andere Frage ist dann die der öffentlichen Interessen. So sollte die Architektur immer auch die öffentlichen Bedürfnisse (zu welchen ich den formalen Ausdruck nicht zähle) befriedigen. Dazu gehören für mich beispielsweise Dinge wie Nachhaltigkeit, Ausnutzungsziffern, Brandschutz, Grenzabstände und Situierung des Volumens im Raum. Während die Energieeffizienz bei jedem Projekt maximiert werden sollte, kann man bei Ausnutzungsziffern wieder darüber streiten, wo was sinnvoll ist. So kann dann doch nicht jeder Bauherr und Architekt machen, was er will. Meist sind die öffentlichen Angelegenheiten aber politische Fragen – über welche die Architekten dann nur fluchen. Denn neue Regelungen verhindern eventuell ihre schönen architektonischen Ideen, die nicht oder kaum mehr umsetzbar sind. Entweder sollte der Architekt diese Regeln akzeptieren oder politisch aktiv werden und damit die Möglichkeiten ausweiten (oder einschränken).

Weitreichende Überlegungen zum Thema des Städtebaus, wo die Politik noch eine viel stärkere Rolle spielt, würden den Rahmen dieser Arbeit wahrscheinlich sprengen. Doch glaube ich, dass es auch auf dieser grossen Massstabsebene die Bedürfnisse und Möglichkeiten eines jeden einzelnen Menschen, jeder Familie, Gruppierung oder Gesellschaft sind, welche die Entwicklung bestimmen. Ich glaube auch an die kollektive Kreativität (also den Ideenreichtum und den Unternehmergeist vieler Menschen), die über die Jahrhunderte Fehlentwicklungen und Missstände reguliert hat, Revolutionen verliefen schlagartig oder langsam. Es wurden und werden Bauten abgerissen, umgenutzt, ausgebaut und neu errichtet. Ich glaube auch, dass diese kollektive Kreativität im Laufe der Zeit zu den als angenehm empfundenen Charakteristiken von verschiedensten Quartieren geführt hat – gleichgültig ob beispielsweise mit geraden, verwinkelten, schmalen oder breiten Strassen. Natürlich spielen Faktoren wie Einwohnerdichte, die Art der Bebauung, Infrastruktur, die vorhandenen Funktionen und weitere Faktoren eine Rolle. Aber ich bin überzeugt, dass sich für jede Einwohnerdichte und jede Bauform Quartiere – städtische und ländliche – finden lassen, die als gut oder schlecht empfunden werden. Sind es nicht vielmehr die lokale Politik, die ansässige Bevölkerung oder die vorhandenen Funktionen, die das

Quartier ausmachen? Und vor allem, welche Möglichkeiten man zur Entfaltung der kollektiven Kreativität in einem Quartier (von Seiten der Politik) gibt oder gegeben hat?

Kann man Städte – oder „das Städtische“ – planen, oder vielmehr „nur“ grobe Rahmenbedingungen und Gefässe für eine mögliche Entwicklung zur Verfügung stellen? So würde man jedenfalls Raum für die kollektive Kreativität samt allen Fehlritten lassen, die über die Zeit dann doch die Entwicklung von guten Quartieren ermöglicht – welche Jahrhunderte später (dank oder trotz allen Änderungen und Anpassungen) mit ihrem Charme und Charakter die Leute berühren können. Kurz gesagt glaube ich, dass ein Quartier viel mehr durch die ansässigen Leute und was diese daraus machen (oder machen dürfen) geprägt wird, als dadurch, wie ein Quartier gebaut ist. Was aber natürlich nicht heisst, dass die Architektur gar keinen Einfluss hätte. Doch kann man sich auch hier wieder fragen, was erstrebenswert ist. Ein Punkrocker fühlt sich wahrscheinlich in einer anderen Umgebung wohl als ein Architekturprofessor– und beide haben doch genau das gleiche Recht, in unseren Gesellschaften zu leben?

Wenn hier schon die Bedürfnisse thematisiert werden, darf wohl die Maslowsche Bedürfnispyramide nicht fehlen. Ich möchte aber erwähnen, dass es bei all meinen Überlegungen um Tendenzen und nicht um gültige Verallgemeinerungen geht.



Ich gehe davon aus, dass die Urhütten (wie immer diese auch ausgesehen haben und konstruiert waren) primär für die Befriedigung der „unteren“ Bedürfnisse gebaut worden sind. Dazu brauchte es vielleicht eine bis mehrere Personen, vielleicht nahm dabei einer die Rolle des „Architekten“ ein. Mit der Zeit, über die verschiedenen Epochen und Regionen natürlich nicht linear, nahmen die Ansprüche an die Gebäude zu. Immer neue Bedürfnisse sollten gedeckt werden. Es entwickelten sich spezialisierte Berufsgattungen, welche ihren Teil zum Gebäude beitrugen. Ein Architekt hatte wohl meist eine leitende, oder zumindest zusammenführende Position inne. Es flossen mit der Zeit Themen wie die Lebensform der Familie (soziale Beziehungen) und Prestige (soziale Anerkennung) in die Architektur ein. Technologien und Wissenschaften entwickelten sich, bis hin zur heutigen Zeit, in der kaum jemand mehr sagen kann, wie

viele Menschen an der Entstehung eines Gebäudes beteiligt sind. Es sind ja nicht nur die Bauarbeiter, sondern auch derjenige, der für einen Franken Tageslohn meinen Computer zusammengebaut hat, mit dem ich das Gebäude geplant habe, oder auch der Zuständige für die Erdölförderung für die Herstellung des Kunststoffrohres für den Elektrikers? Je näher zur Selbstverwirklichung (des Auftraggebers/ des Architekten) ein Gebäude kommen muss, umso mehr Leute sind daran beteiligt und umso höher werden die Kosten. Ich möchte nochmals erwähnen, dass es hier um Tendenzen geht, denn verwirklicht sich beispielsweise ein Einsiedler in heutiger Zeit mit einer bescheidenen Klausur – da treffen diese Annahmen überhaupt nicht zu.

Interessant finde ich, dass ein Gebäude, welches die „untersten“ Bedürfnisse nicht befriedigen kann, beispielsweise wegen einer ausgefallenen Heizung, dies kaum mit Qualitäten der „höheren“ Bedürfnisse kompensieren kann. Ähnlich wie beim Menschen. Wenn ich am Verdursten bin, interessieren mich die Extrafunktionen meines Handys wohl kaum mehr, was aber vorher der Fall war. Was auch auffällt ist, dass die Grundbedürfnisse bei allen Menschen sehr ähnlich sind, während die Heterogenität bei den „höheren“ Bedürfnissen stetig zunimmt. So wollen alle eine ähnliche Innentemperatur, für die Selbstverwirklichung sind jedoch höchst unterschiedliche Aspekte wichtig. Das heutige Zeitalter stellt immer mehr Ansprüche für die Befriedigung „höherer“ Bedürfnisse, was aus meiner Sicht zu einer legitimen Heterogenität führt (oder geführt hat).

Aber was macht denn nun der Architekt? Ich möchte dies mit einem Mischpult veranschaulichen:

Architektur der Urhütte



Quelle: www.upload.wikimedia.org

Architektur heute



Quelle: www.predigt.tankstelle.org

Der Architekt der Urhütte hatte die Lösung für (genau) ein Bedürfnis zu finden und machte dies vielleicht sogar alleine, während der Architekt heute mit ganz vielen Aspekten, veranschaulicht als Regler, konfrontiert ist. Einen Teil der Regler justiert er selber (durch die eigenen Wertvorstellungen und Erfahrungen), ein weiterer Teil kommt vom Bauherrn und weitere seitens des Kontextes und den lokalen Klimaverhältnissen und Regulierungen. Zudem dauert ein Planungsprozess Monate, wenn nicht Jahre, und viele „externe“ Protagonisten schrauben an den Reglern mehr oder minder mit. Aber geht es nicht noch immer um das Ausloten von Bedürfnissen und Möglichkeiten? Und darum, dass der Architekt den Überblick über alle Regler haben muss?

Es ist nun das Geschick, die Team- und Leitungsfähigkeit des Architekten gefragt, um nicht nur gute und funktionierende Innenräume zu schaffen, sondern auch gute und funktionierende Aussenräume. Doch weder für das eine noch das andere glaube ich immer geltende Regeln (Reglereinstellungen) zu finden. Eher sehe ich es so, dass ich immer bereit sein muss, für jedes Projekt und auch während der Planungsphase an den Reglern und Hebeln meines Mischpultes herum zu schrauben, und dabei zu versuchen, das Maximum heraus zu holen. Doch wo und wie setze ich Schwerpunkte? Drehe ich bei der Konstruktion oder bei der extravaganten Wirkung auf? Oder bei beiden? Bei High-Tech oder beim Konservativen? Bei der inneren Organisation oder bei der Fassade? Bei der Dekoration oder der Sparsamkeit? Es gibt Extremisten, welche einen Teil der Regler immer konsequent auf dem Maximum halten, dafür Abstriche in anderen Bereichen in Kauf nehmen. Es gibt diejenigen, die möglichst alle Regler irgendwie aktivieren möchten, mit dem Risiko, dass etwas Lauwarmes dabei herauskommt. Gibt es dabei richtig und falsch? Es ist meine Überzeugung, dass es keine allgemeingültigen „Einstellungen“ für all die „Regler“ eines solchen „Mischpultes“ gibt. Wie schon gesagt, sollte meiner Meinung nach beispielsweise der Regler der Nachhaltigkeit aber immer möglichst voll aufgedreht sein, während andere wiederum von Projekt zu Projekt sehr stark schwanken können. Hinzu kommt, dass sich zusätzlich viele Regler gegenseitig beeinflussen. Je mehr Regler im Spiel sind, desto schwieriger wird auch die Bewertung des Resultates?

So bleibt – für mich jedenfalls – bis auf weiteres vieles relativ.

Wie ich bei einem Projekt „konkret“ versuche vorzugehen?

Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig als zu versuchen, aus der Geschichte und dem Bestand zu lernen, den Blick für die heutigen Bedürfnisse zu schärfen und mit den vorhandenen Möglichkeiten das Beste zu machen. Ich glaube, der Mut zu Experimenten ist Voraussetzung für eine Weiterentwicklung. Mut zum Scheitern und Mut dafür, sich selbst ständig zu hinterfragen. Um Leben und Tod geht es ja nicht.

Indem ich auf lokale Bedürfnisse eingehe und bei jedem Projekt die einzigartige Ausgangslage ernst nehme, glaube ich automatisch zu einem örtlich eingebundenen Gebäude – annähernd im Geiste des kritischen Regionalismus – zu kommen.

Diesen Aufsatz sehe ich nicht als eine konkrete Anleitung oder Entwurfslehre, sondern eher als möglicher Ansatz für eine Entkrampfung der Diskussion über Architektur und deren Aufgaben. Genauso wie es schwierig ist, sich selbst zu betrachten und zu hinterfragen, ist es wahrscheinlich schwierig, die wichtigen und neuen Bedürfnisse der heutigen Zeit zu erkennen. Darin liegt wohl die Herausforderung einer jeden Epoche.

Ein Mittelweg ist, wie schon gesagt, halt sehr schwierig zu kommunizieren.

So bleibt auch alles unklar.